



# Unsere Heimat

■ Beilage zur Kösliner Zeitung ■

Nr. 23

Sonnabend, den 15. Nebelmond 1930.

Nr. 23

## Die Madonna von Schulzenhagen im Kösliner Heimatmuseum.

Von Gustav Dr. Balke, Stettin.

Wenn es noch nötig wäre, heute Wert und Bedeutung eines guten Heimatmuseums für die Denkmalspflege zu erweisen, so könnte dafür ein Stück wie der Torso der Madonna aus Schulzenhagen genügen. Ihr Zustand läßt keinen Zweifel darüber, daß die Figur, noch einmal ein Menschenalter dem Überlassen, endgültig verloren gewesen wäre, wenn sie nicht im leichten Augenblick in den schönen Räumen des Kösliner Heimatmuseums ein schützendes Dach und die liebevolle Pflege gefunden hätte. Von nicht besonders hoher Qualität und zudem durch grobe Vernachlässigung früherer Zeiten erheblich verstimmt, gehört sie zu jenen Stücken der Denkmalspflege, für die gemeinhin weder die Kirche selbst noch ein großes Museum recht zu erwärmen ist. Und doch wäre es unbedingt ein Verlust, wenn Denkmäler wie diese Madonna verloren gingen, ein Verlust nicht nur für den pommerschen Kulturbesitz, sondern ein mittelbarer Verlust auch für den Volksgeist der engeren Heimat. Denn wir retten und ehren in unseren Kunstdenkmälern ja nicht allein Dokumente der Geschichte, sondern ebenso sehr Zeugnisse einer ehrfürchtigen und opferbereiten Gestaltung, die ehemals Kirchen und Rathäuser würdig zu Schmücken für Ehrenpflicht hielt. Wie sehr kann ein Stück wie die lebensgroße Schulzenhagener Madonna, aus einer ganz kleinen Dorfkirche stammend, in der sie durchaus nicht den einzigen Schmuck bildete, wie sehr kann solcher Opferstun der Vergangenheit die heutige Gleichgültigkeit so mancher pommerischen Kirchengemeinde gegen ihr Gotteshaus beschämen!

Da außer den Beinen bei Mutter und Kind auch ein Arm fehlt, kann die Gesamterscheinung der Madonna nicht ohne Ueberlegung vorgestellt werden: Wir kennen vorzugsweise zwei Typen, denen die Schulzenhagener Madonna angehören könnte: bei dem einen bildet ein Apfel in der Hand der Mutter, nach dem das Kind den Arm verlangend ausstreckt, das verbindende Motiv der Gruppe; bei dem anderen hält die Madonna als Zeichen ihrer Hoheit in der freien Hand ein Szepter; die Weltkugel ist dann gewöhnlich das entsprechende Attribut des Christkinder, in seltenen Fällen eine Taube.

Der repräsentativ geradeaus gerichtete Blick der Schulzenhagener Madonna läßt kaum einen Zweifel, daß wir jenen zweiten Typus der saeptragenden Himmelskönigin vorauszusehen haben. Von byzantinischen Vorstellungen ausgehend, behauptet sich die ganze Epoche der romanischen und gotischen Plastik hindurch diese ältere feierlichere Auffassung neben den bekannten, meist soviele reizvolleren Gruppen, die in immer wieder neuen Abwandlungen das Thema der Mutterliebe am Beispiel der Madonna und des Kindes darstellen. Gelegentlich durchdringen sich auch die beiden auf grundverschiedenen Stimmungen beruhenden Fassungen. So greift hier bei der Madonna aus Schulzenhagen das Kind mit der Linken in den Mantelausschnitt der Himmelskönigin, aber dieser kleine, kindlich naive Zug bleibt auch die

einige intime Beziehung zwischen Kind und Mutter, die im übrigen sich ganz nur an die unsichtbare Gemeinde der Beschauer zu wenden scheint.

Wir finden diese vorwiegend, aber nicht ausschließlich repräsentative Auffassung der Madonna im 15. Jahrhundert durch ganz Mitteleuropa verbreitet, in besonders schönen Beispielen in Frankreich und den Rheinlanden, in Schwaben wie in Schlesien, vereinzelt auch in Norddeutschland. Bei diesen wundervollen Madonnen aus der Blütezeit des Ma-

einer Tradition, die auf langem Wege durch viele Hände ihren geistigen Sinn zu einem guten Teil eingebüßt hat. Denn die Schulzenhagener Madonna muß, bestimmten Anzeichen des Faltenwurfs nach, als sehr späte Redaktion eines älteren Typus angesprochen werden. Haltung, Umrisshöhung und geistige Fassung gehören, wie es scheint, zur Gestaltung der Generation um 1460, die Arbeit selbst dürfte aber kaum vor, vielleicht erst nach 1500 entstanden sein.

Der Eindruck der Gestalt war gewiß auch vor ihrer Verstümmelung von einer gewissen gedrungenen Dürbheit, mit der sie von gotischem Formideal weit abrückt. Vor allem kommt allerdings in diesem Widerspruch zwischen der geistigen und der körperhaften Form zum Ausdruck, daß es sich um die Arbeit einer ländlichen, jedenfalls provinziellen Werkstatt handelt, die, örtlich näher zu bestimmen, unsere Kenntnisse leider noch nicht ausreichen (verwandte Dinge finden sich zwar genug). Wenn diese Kerlung aus ländlicher Werkstatt sich für die Beurteilung der künstlerischen Qualität natürlich ungünstig geltend macht, so wird doch der Heimatfreund über allen Unzulänglichkeiten stolz und stolz sein dürfen, daß seine Vorfahren im eigenen Lande noch weislich Stolz, Ehrgeiz und technisches Können genug besaßen, ihre Kirchen mit würdigen und handwerklich tüchtigen Stücken auch großen Umfangs zu schmücken. In diesem Gedanken wird man die Aufstellung der Schulzenhagener Madonna im Kösliner Heimatmuseum mit lebhafter Freude begrüßen dürfen.



rienkultus beruhen nicht ihre schlechtesten Reize gerade auf den sich gegenseitig steigernden Wechselwirkungen einer ausgeprochen höfischen Hoheit der Madonna und ihrer durch eine Geste des Kindes betonten Mütterlichkeit.

An diese der edelsten Tradition spätmittelalterlicher Kunst angehörigen Wunderwerke darf man vor dem Schulzenhagener Madonnentyp nicht denken. In Einzelheiten glaubt man an unserm Stück zwar bestimmte Vorzüge eines guten Vorbildes nachzuweisen zu sehen, etwa im Diagonalzug der Mantelfalten und ihrem lastadenartigen Ausklang auf der rechten Seite. Aber vielleicht erkennt man auch gerade an der Stelle, wo dieser Übergang stattfindet, an der ungeschickten und lahmen Art der Schürzung über dem rechten Unterarm, am deutlichsten, mit welch verhältnismäßig geringem Verständnis der Schnitzer seinem Vorbilde gegenüberstand.

In der statuarischen Haltung klängt eine leise S-förmige Schwingung nach, wie sie so vielen gotischen Figuren zugrundeliegt und wie sie bei den Madonnen der besten Zeit in ganz besonderem Sinne Ausdruck feurlicher Aunut geworden ist. — Hier aber erscheint diese Auschwingung der Gestalt nur noch als letzter, handwerklich vererbter Rückstand

### Vorbildliche Arbeitersfürsorge Friedrichs des Großen.

Im neuen Preußen gehört es nachgerade zum guten Ton, all das, was vor dem November 1918 von Staats wegen geschah, als schlecht und unsocial hinzustellen. Und besonders dem deutschen Arbeiter wird es wieder und immer wieder von der marxistischen Presse eingehämmert, daß erst die Revolution ihm menschenwürdige Arbeits- und Rechtsverhältnisse, „Freiheit, Friede, Brot“ gebracht habe.

Wenn solche Schlagworte leider immer noch zugänglich sind, so ist daran hauptsächlich die mangelnde geschichtliche Schulung der breiten Masse unseres Volkes schuld. Denn es läßt sich leicht manigfach erweisen, daß gerade die preußischen Könige ein warmes Herz für die Arbeiter hatten und ihnen ihre Fürsorge zuwandten. In dieser Hinsicht ist auch die Geschichte des Königlichen Eisenhüttenwerkes Torgelow von 1754 bis 1861 besonders beweiskräftig.

Preußen war damals noch ein reiner Agrarstaat; doch Friedrich der Große erkannte klar, daß er sich durch eine einheimische Industrie möglichst unabhängig vom Auslande machen müsse. Deshalb wurde unter dem 18. 11. 1752 die Königliche Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin angewiesen, von sämtlichen Amtmännern und Magistraten Berichte über

etwaige Eisenvorkommen einzufordern und diese durch Sachverständige untersuchen zu lassen. Weil Roseneisenerz und Holz dort genügend vorhanden waren, wurde die Anlage eines vorpommerschen Hüttenwerks bei Torgelow empfohlen. Der Staat ließ es sich verhältnismäßig bedeutende Summen kosten, das Werk einzurichten und zu unterhalten. Wenn das neue Preußen dem Stettiner Bullen ähnliche staatliche Fürsorge hätte angedeihen lassen, so wäre solch Unternehmen von Beluftr jedenfalls nicht verschrotet worden.

Hier soll jedoch nur die Rede von des großen Königs Fürsorge für seine Werkarbeiter sein. Unter dem 5. März 1754 verlieh er ein Privileg, das die Rechte und Pflichten der Arbeiter bis ins einzelne regelte und ihnen die sogenannten Hüttenfreiheiten gab. Nach dem Artikel I dieses Privilegs waren die sämtlichen Arbeiter und Beamten nebst ihren Familien von allen Lasten frei. Sie brauchten keine militärische Einquartierung zu nehmen, keine Kontributionen, Kavalleriegelder, Hufsen- und Giebelschösse und wie die Abgaben alle heißen mochten, zahlen, solange sie auf der Hütte tätig waren. Der König erkannte die Schädlichkeit des englischen Trudsystems, nach dem die Arbeiter die Lebensmittel von der Verwaltung oder von bestimmten Geschäften laufen oder Waren statt baren Lohnes annehmen mussten. Deshalb verbot er dies Verfahren und be-

stimmte, daß den Hüttenbediensteten der Lohn unverkürzt zu zahlen sei „und sie keineswegs angehalten werden, wider ihren Willen Lebensmittel oder andere Sachen statt baren Geldes anzunehmen, wie solches bei andern Hütten wohl zu geschehen pflegt, und dadurch den armen Arbeitern ihr sauer verdienter Lohn gewissermaßen entzogen wird“. Außer dem Barlohn wurde sämtlichen Arbeitern freie Wohnung und Feuerung gewährt. Beim Verzug nach auswärts durfte — die Freizügigkeit herrschte noch nicht allgemein — keine Abgabe von den mitgenommenen Sachen oder dem baren Vermögen gefordert werden. Zum Schluß sicherte der König allen Hüttenarbeitern seinen königlichen Schutz gegen jedermann, hohen und niedern Standes, nachdrücklich zu.

Weil Friedrich der Große so landesväterlich für seine Werkleute sorgte, hören wir auch nie von irgend welchen Streitigkeiten oder gar Arbeitsniederlegungen, und es bildete sich ein Stamm von stetigen Arbeitern, deren Nachkommen wir noch heute als Fabrikbesitzer in der Torgelower Eisenindustrie finden. Am 27. April 1789 erließ der König eine neue Hütten- und Hammerordnung für die sämtlichen preußischen Eisenhütten, die sich in ähnlichen Bahnen wie die Torgelower bewegt und heute noch als vorbildlich für viele Lohnabkommen gelten kann.

E. Br.

## Zum 400. Geburtstag des Spinnrades in seiner jetzigen Gestalt

Von Rector Weber, Köslin.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß der diesjährige erste Geburtstag des Heimatmuseums in Köslin sich aufs engste verbinden läßt mit dem Geburtstag eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen und volkskundlichen Geräte, dem Spinnrad. Das Spinnrad gehört wohl der Vergangenheit an, das kann aber kein Hindernisgrund sein, angesichts der großen Bedeutung, die dieses Gerät im deutschen Volksleben gehabt hat, des Erfinders und seines Werkes ehrend zu gedenken.

Spinnen und Weben ist eine alte Kunst, fast so alt wie die Menschheit selbst. Es entstand aus dem Bestreben, persönliche Bedürfnisse zu befriedigen. Anfangs mögen wohl die Pelze erlegter Tiere zur Kleidung verwandt worden sein, aber bald kam man dazu, aus den Haaren der Tiere und aus dem Bast von Pflanzen, Flachs, Hanf und Ressel lange Fäden zu drehen und diese miteinander zu verschlechten, zu verweben. Als Werkzeug diente dazu die Spindel.

Das war eine runde Scheibe aus Stein, Metall oder Ton, die in der Mitte ein Loch hatte. Da hinein wurde der Stab gesteckt und an diesem die Faser befestigt. Diese wurde sodann mit dem Finger gedreht, wodurch die an dem Faden senkrecht hängende Spindel sich in rotierende Bewegung setzte. War der Faden gedreht, so wurde er auf den Stab der Spindel gewidelt. In den 3000 bis 5000 Jahre alten Gräbern der Pharaonen in Ägypten sind uns nicht nur die Spindeln und die Darstellungen ihrer Benutzung erhalten, sondern die Mumien sind sogar in Leinwand gehüllt, bei der in einem Quadratzentimeter 60 Fäden des Aufschlages mit 28 Fäden des Einschlages sich kreuzen.

Wann der Flachsbau zu den Germanen gekommen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wir kennen aber Moorleichen, die vielleicht schon zur Steinzeit versunken und in Leinwand gekleidet waren. Aus der geschichtlichen Zeit kennen wir Ver-

ordnungen Karls des Großen über Spinnen und Weben in den Klöstern und auf den Domänen. So zeitraubend das Spinnen auch war, muß doch in Deutschland im Mittelalter viel gesponnen worden sein. So hatte z. B. Augsburg in der Mitte des 15. Jahrhunderts schon 700 zünftige Weber; und wenn man bedenkt, daß auch heute noch in gewissen Landesteilen Europas mit der Handspindel gearbeitet wird, so ergibt sich hieraus ohne weiteres, von welcher hohen Bedeutung dies einfache Gerät für die Volkswirtschaft zu jeder Zeit gewesen ist.

In Deutschland hören wir im Jahre 1298 zum ersten Male etwas von einem Spinnrad. Es war ein Handrad, das in Speyer vielfach im Gebrauch war. Bei dem Handrad ist die Spindel wagerecht gelagert. Durch die Schnur, die von einem mit der Hand zu drehenden Rad über den Schnurlauf des Wirtels geführt wird, setzt man die Spindel in drehende Bewegung. Wird nun der Faden nach vorn in der Spindelrichtung gehalten, so wird er gedreht; seitwärts gehalten, wird er auf die Spindel gewickelt. Mit diesem Handrade konnte das Doppelte an Garn gesponnen werden als mit der Handspindel. Die erste Abbildung eines Handrades befindet sich im Germanischen Museum in Nürnberg in einem Hausbuch von 1480. Dieses Handrad hat bereits Flügel zum Führen des Fadens und die Rolle hat schon einen besonderen Schnurlauf. Die schönste Darstellung bringt aber der Nürnberger Künstler Glockendon (1524) in einer Bibel, die sich in der Bibliothek in Wolfenbüttel befindet. Zwei jugendliche Mädchen sitzen am Rockenständer und haben Spindeln im Gebrauch, während die Mutter selbst an einem Handrade tätig ist. So weit war das Spinnrad bis 1524 entwickelt.

Zu dieser Zeit lebte ein Mann namens Jürgen in Watenbüttel bei Braunschweig. Er hatte dort einen Krug und war außerdem Bürger der Stadt. Wir wissen von ihm urkundlich wenig. Wir kennen weder seinen Geburtstag, noch wissen wir, wann er gestorben ist; aber in der Volkerdingischen Chronik von Braunschweig wird er ausdrücklich als ein Meister des Spinnrades erwähnt, mit dem Zu- satz, daß der Krug in Watenbüttel seit 1530 den Namen „Zum Spinnrade“ führte. Weiter wird erwähnt, daß er für seine Erfindung von einem „Edlen Rat der Stadt Braunschweig“ ein kleines silbernes Spinnrad erhalten habe. Im Speicher des Jürgenschen Grundstückes gab es nach niederrätscher Sitte auf den Balken eingeschnitten Sprüche. Auf dem einen Balken stand geschrieben: „Bete und arbeite, tritt das Spinnrad, so hast Du Brot.“ Wir hören hier also zum ersten Mal etwas von einer Tretvorrichtung. Die technische Verbesserung bestand also darin, daß das Rad nicht mehr mit der Hand, sondern durch eine Tretvorrichtung und Kurbel in Be-

## Pommerscher Bässelsopf, deine Schule!

Heimatgeschichtliches Festspiel

in drei Aufzügen mit Gesang und Tanz aus den Jahren 1807 und 1830.

Von Marie Luise Barß, Köslin.  
Aufführungsrecht von der Verfasserin.

(Fortsetzung.)

Rittmeister: Wir tanzen weiter, Kösliner! Musik! Den „Friederikus Reg“! (Er macht vor der Bürgerin eine tiefe, scherzende Verbeugung, und, obgleich sie sich erst sträubt, läßt sie sich, lachend und kopfschüttelnd, zu einer Runde im langsam Walzer führen. Dann bietet der Rittmeister ihr den Arm und führt sie rechts zum Ausgang in den Saal. Indem er an seinem Bruder und Jahn vorübergeht, berührt er diese beiden Tänzer, unbemerkt von den andern, an der Schulter. Sie neigen, ohne einen Laut, den Kopf, tanzen nur noch wenige Schritte bis zur Ausgangstür rechts, verneigen sich vor ihrer Tänzerin und führen diese auch hinaus. Beim Vorübergehen berührt Jahn auch Ludwig Fiß' Schulter. Auch dieser neigt zufrieden den Kopf. Die Musik hört auf. Ludwig Fiß hebt seine Lowisa fröhlich hoch und, als er sie wieder auf die Füße stellt, gibt er ihr einen herzhaften Kuß. Sie lacht und klappst ihn mit beiden

Händen auf die Schulter. Auch die andern Burschen machen vor ihren Mädchen eine Verneigung, trennen sich von ihnen und treten im Hintergrunde mit Ludwig Fiß zusammen. Dieser sagt ihnen ein kurzes Wort. Darauf, einer nach dem andern, ruhig nach links ab, wobei jeder Bursch noch einmal, abschiednehmend, sich nach seinem Mädchen umblickt. Diese achten nicht darauf, ordnen am Haar, häubchen oder Brusttuch und schlendern dann, sich alle einhalbend, im Saale in die Runde. Die Musik setzt ein mit: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang . . .“ Nebenan hört man tanzen. Die Mädchen blüden in den Saal, sehen sich dann um und fragen mit großer Unruhe:

Wo bleiben denn unsere Burschen?

(Von links, nur um die Ecke blickend) Schulze Krüger aus Bauerhufen (aufgelegt, ruht halblaut): Mätes, der Schillischen Reiter und eure Burschen sind aufgesessen und heidil (Die Mädchen greifen erschrocken an den Kopf.) Eine Schar Franzosen will zum Neuen Tor herein! (Er legt den Finger auf den Mund): Kommt rasch up den Wagen! Wir fahren die Jam under Landsträß nach Hauß! Da trifft uns kein Franzöß'l (Ah, die Mädchen verschwinden mit ängstlichem Aufschrei schnell mit ihm nach links. Der Vorhang fällt, während die Musik noch fortspielt): „Hinaus in die Ferne . . .“

(Ende des zweiten Aufzuges.)

3. Aufzug.

(Spielt im Jahre 1830.)

1. Auftritt.

(Die Bühne zeigt, wie im 1. Aufzug, den Dorfplatz von Bauerhufen. Jetzt aber festlich mit grünen Maibaum geschmückt, bzw. mit einem Gewinde, über die Straße gezogen. Eine pommische, eine preußische Fahne. In der Mitte ein geschmücktes Rednerpult, denn hier im Freien soll eine kleine Nachfeier der soeben stattgehabten Einweihung des Schulgebäudes folgen. Rechts und links soviel Bänke, daß die aufmarschierenden Kinder, links vom Zuschauer die Mädchen, rechts die Knaben, darauf Platz finden. Im Hintergrunde die Bevölkerung von Bauerhufen. Eltern der Kinder, ältere Frauen und Männer. Die vier in Aufzug 1 und 2 aufgetretenen Paare sind jetzt Mütter und Väter. Die Mütter tragen eine Frauenhaube, sonst den Festanzug von Aufzug 2; die Väter Schnurrbart, zum Teil langes Haar (keinen Bopf mehr), schwarze Festrock, Kniehosen, lange Strümpfe, Schnürschuhe (wenn möglich, mit Schnallen). Alle hier Stehenden blitzen freudig und gespannt nach rechts, zeigen dorthin und nicken sich im Warten lebhaft zu. Man hört noch vor dem Aufgehen des Vorhangs talmäßige Schritte und das Lied (mit leiser Musikbegleitung): Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . . Mitten im ersten Verse geht der Vorhang auf. Beim dritten Verse: Weißt du, wieviel Kinder frühe . . . marschieren die Kinder paarweise, geschmückt, von

wegung gezeigt wurde. Beider ist das kleine silberne Spinnräddchen verloren gegangen. Es wird gewiß ein getreues Abbild des Jürgenschen Rades gewesen sein. Auch der Simmspruch am Speicher ist nicht mehr vorhanden. Dagegen findet sich das sogenannte Jürgensche Radtrotz vielfach abgebildet auf den Amtssiegeln der Drehzlerzünfte. Auf diesen Siegeln, die z. T. bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, hat das Spinnrad bereits seine gegenwärtige Gestalt. Neuerdings weist Bomann („Niedersächsisches Hausgerät“) darauf hin, daß das Lüneburger Spinnrad, wie es in den Museen in Celle und Lüneburg aus alten Bruchstücken rekonstruiert, wohl die älteste Form unseres heutigen Spinnrades darstellt; es ist das Jürgensche Radtrotz.

Dieses Spinnrad hat Deutschland zum Garnlieferanten von halb Europa gemacht. Ursprünglich lieferte das Handrad doppelt soviel Garn als die Handspindel, das Tretrad aber, das der Spinnerin beide Hände zum Formen des Fadens freimachte, das Zehnsache der Handspindel. Vor Jürgen gab es jedenfalls kein Tretrad.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab führten die Jürgen den Familiennamen „Spinnrad“, womit man offenbar die großen Verdienste der Familie um die technische Verbesserung des Geräts ganz besonders anerkennen wollte. In der Martinskirche in Braunschweig befindet sich ein großes in Stein gehauenes Epitaph zum Gedächtnis des verstorbenen Bürgermeisters Paul von Pawel und seiner Frau. An dem unteren konsolartigen Abschluß des Epitaphs hat der Meister sein Selbstbildnis angebracht. Es ist unser Meister Hans Jürgen, der sich also auch als Bildhauer einen Namen gemacht hat.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege ist das Spinnrad zu einem Segen für Deutschland geworden. Der Handel führte das Garn aus, die Holländer und Brabanter kauften es. Diese kloppten die bekannten Spulen daraus, die sie das Pfund mit 200 bis 300 Taler verkauften. Besonders gefördert wurde das Spinnen durch den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Er verordnete 1656 für Brandenburg und Pommern:

1. Spinner und Weber soll man auf dem Lande so viel als man kann und will ansehen dürfen.
2. Spinner und Weber haben bei früherem Heiraten niedere Steuern zu zahlen.
3. Das Spinnen wird allen Hörerfrauen und Handwerkerfrauen und -töchtern, die Waren in öffentlichen Buden seihalten, anbefohlen.

In Preußen mußten später sogar die Soldaten spinnen. Für das Drehzlergewerbe wurde das Spinnrad von der größten Bedeutung. Nürnberg verlangte von den Drehzlern als Meisterstück stets ein „tückig“ Spinnrad. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde auf Anregung der Pfarrerstochter

Treffurk in Niede bei Hoya ein Spinnrad konstruiert, das zwei Spindeln besaß. Bomann berichtet jedoch, daß diese Form des Spinnrades keine weite Verbreitung gefunden habe. Von Holland bis zu den baltischen Provinzen war das Bockrad mit einer Spindel im Gebrauch. In Mitteldeutschland gibt es heute noch ein sogenanntes Klutrad mit zwei Spindeln. Der Name kommt wohl von der abgerundeten Form her, weil die Spindel über dem Rade angebracht war. Solche Spinnräder gibt es im Seisserschen Museum in Dresden zu sehen. Es wäre interessant, festzustellen, ob sich diese Form auch auf niedersächsischem Kulturboden, z. B. auch in Pommern vorfindet.

Von Interesse ist auch die Tatsache, daß zu Goethes Zeiten Baumwolle noch mit der Handspindel gesponnen wurde (Wilhelm Meisters Wanderjahre, 3. Buch, 5. Kapitel). Er konnte aber auch schon das Tretrad. In seinem Gedicht „Der Goldschmiedgesell“ heißt es:

„Das kleine Füßchen tritt und tritt,  
Da denk' ich an das Wädchen,  
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,  
Ich schen'k dem lieben Mädchen.“

Zu dem Spinnrad gehörte auch der Haspel, mit dem das gesponnenen Garn von der Spule abgewickelt wurde. Bei besonderen Gelegenheiten, wie Brautausstattungen, wurden die Spinnräder und Haspeln mit Beinknöpfchen und Rosetten verziert, der Haspel wohl gar mit einer Uhr und mit tanzenden Puppen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Formen des gedrehten Geräts überall beibehalten wurden. Besonders die Niedersachsen hängen mit größter Fähigkeit am Althergebrachten. Sehr hübsch schildert Heinrich Lange eine kleine Episode aus seiner Lehrzeit: „Als in meiner Lehrzeit einem Mädchen geraten wurde, ein „schlichtes“ Rad mit glatten Formen zu bestellen, erklärte es: „Ne, so en old Affiltes mag ic nich.“ („Affiltes“ ist ein vom Abdecker abgezogener Radavater.) (Deutsche Drehzlerzeitung Leipzig 1928/29.) — Der gewaltige Umsturz zu Ungunsten des Spinnrades kam mit der Erfindung der Spinnmaschine (1767). Ende des 18. Jahrhunderts lieferte England an Preußen jährlich für 3 Millionen Taler Garn. Dazu kam, daß die billige Baumwolle das Leinen allmählich verdrängte. Aber noch konnte man keinen Flachs mit der Maschine spinnen. Napoleon I. setzte 1810 einen Preis von 1 Million Franken aus für eine Flachsspinnmaschine. Sie ist 1818 von einem Franzosen erfunden worden. 1820 liefen in Leeds bereits in einer Fabrik 20 000 Flachspindeln; jede lieferte soviel Garn wie 500 Spinnräder. So kam es, daß das berufsmäßige Spinnenlahmgelegt wurde (Damaschle, Nationalökonomie).

Wittie, Herr von Schmeling rechts, der Schulze Krüger links, dahergelommen. Sie stellen sich am Rednerpulte auf, die Dorfbewohner hinter den Kindern. Als der Gesang zu Ende ist, winkt Rosenow den Kindern, sich zu segen. Der Geistliche betritt das Pult.)

Pastor: „Kindlein, liebt Ihn immer mehr!“ Ja, ihr unsre lieben neuen Schullinder, das war ein herzergreundes Liedchen, eine innige Mahnung, die ihr Großen und Kleinen zugesungen habt. Und so wahr das Gotteswort ist „Aus dem Munde der Unmündigen hast Du eine Macht zugerichtet“, so wahr möge auch eure Mahnung in unserer neuen Schule werden, die wir soeben gründen und einweihen konnten. Lange Jahre, ja, Jahrzehnte haben eure Eltern und Großeltern den Herzenswunsch gehabt, liebe Kinder, schon in ihren Knaben- und Mädchenjahren lernen zu können, wie groß und herrlich die weite Gottesköpfung ist. Lernen zu können und die Gaben und Künste auszubilden, die der reiche Gott in seiner Güte und Gnade in einen jeden Menschen gelegt hat. Denn vor seiner Kreatur Gerechtigkeit gibt es keine reich oder arm Geborenen. Allen gibt er gleiche Güter und Gaben des Leibes und der Seele: die gute Gesundheit, den hellen Geist, die klaren Augen, seine Wunderwerke zu schauen, das Gehör und die Kunst der Sprache, uns zu verständigen, und soviel unbeschreiblich Schönes in Wort und Lied und Tönen zu hören, zu verstehen und zu genießen. An uns ist es, diese Gaben uns nutzbar zu machen, sie aus-

zubilden für unsre täglichen Bedürfnisse, von denen der Mensch in seiner Hilflosigkeit ja so viele hat. Dann wird Gottes königliches Wort an seine Menschen wahr, mit denen er uns das Herrenrecht über die weite Erde mit ihren reichen Schäfen gab: Es füllt die Erde und herrscht über sie! — Wir haben es vorhin schon gehört, daß es einzigt nur Armut war, daß der Wunsch nicht erfüllt werden konnte, in Bauerhufen selbst eine Schule zu haben. Die schweren Notjahre der Franzosenzeit, von denen euch, lieben Kinder, abends am Ofenfeuer oft Eltern und Großeltern erzählen, die machte das Verlangen eurer Väter zu einem brennenden, um ihrem armen zertretenen Vaterlande mehr helfen zu können. Das erbarmte das der Jugend so freundliche Herz eines wahren Edelmannes, eures nachbarlichen Herrn. Nächst dem allmächtigen Gott habt ihr seiner Hilfe und Tatkraft die Schule im eigenen Dorfe zu danken. Auch er wird uns zu diesem schönen Werke noch seine Wünsche sagen. Uns alle, ihr lieben Eltern und Anderwanden der Kinder, aber lasst bedenken, wie viele gemeinsame Arbeit von Haus und Schule fortan nun nötig ist, dieses gute Unternehmen der Jugenderziehung und des Unterrichts voll Eifer und Friedfertigkeit zu fördern, so daß Gott seinen Segen darauf legen kann. Ihr habt euch hier unsern wackeren Meister Rosenow zum Lehrer und Erzieher eurer Kinder, eurer besten Schäfe, erwählt. Herr Schulze Krüger hat sie ihm im Namen des ganzen Dorfes übergeben. (Schluß folgt.)

ts herein. An der Spitze der neue Lehrer Rosenow. (Aelterer Mann im festlichen Schwarz, Kopf, schwarzer Halsbinde, sonst gekleidet wie die vorhin genannten Männer.) An seiner Linken schreitet (gleichsam als Tambour-Major) der größte Knabe der neuen Schule, die heute begründet wird. Auf dem Kopfe einen grünen Kranz, in der Rechten einen weißen Stock, grün umwunden, an der Spitze hängend ebenfalls einen grünen Kranz. Sämtliche Knaben sind ähnlich geschmückt oder tragen Pommern- bzw. Preußenfähnchen. An ihrer Rechten führen sie die Mädchen. Diese in weißen Festkleidern oder Dorfstracht, bunte Kränze in den Haaren. Am Arm Kränzchen oder einen Strauß in der Hand, oder diesen oben an einen weißen umwundenen Stock gebunden. Indem alle singend, taktmäßig, hereinmarschieren, leitet Rosenow sie so, daß die Knaben rechts in den Bänken stehen bleiben, die Mädchen links. Bei diesen bleibt Rosenow stehen. Alle singen den Schlusshvers):

„Wist ihr, daß wir heute bauen  
unsre Schule zu Gottes Ehr?  
Dass wir lernen, auf Ihn trauen,  
singen mit der Böglein Heer!  
Gott gibt Segen und Gedeihen,  
will uns Tag für Tag erfreuen, —  
:: Kindlein, liebt ihn immer mehr! ::“

Unter dem Zuge der Kinder sind der Pastor, in der

and in stand gesetzt. In den Spinnstuben entwickelte sich dann ein Stück einfachen aber wunderbaren Volkslebens. Sie mögen in ihrer ursprünglichen Form heute nicht mehr üblich sein. Aber aus den Beobachtungen des bäuerlichen Lebens der Gegenwart ist noch vieles zu entnehmen, was auf die Spinnstubenromantik zurückgeht. Es ist jedenfalls eine reizvolle Aufgabe, diesen ehrwürdigen Resten des deutschen Volkgutes auch in Pommern überall nachzugehen.

## Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. Gabbe. Reinwasser.

Ein kleiner Kneips streckt freudig den Arm in die Höhe. „Na, sag mal!“

Und der Kleine erwidert: „Dat is e Hischepeerd!“

48. Bäl Reedigen is nich.

Willem was vun Mutter nah de Stadt schickt, wor hei bi Tante wat bestelle soll. Hei kimmt grad' an, as sei Middag äte wille, o Tant' seggt: „Willem, kumm o ett ucl!“

Dat hedd hei recht geern dane, aber hei hedd heert, dat weer nich fin, wenn ma glik losäte deed; ma mießd' sich erscht poarmal needige late. Doarum säd hei: „Ik dank, ik will nich.“

De andre eite nu los o needigde nich wider. Willem schudd up sinem Stauhl hen o her, o mit de liet fung hei an: „Tantke, sädst du nich wat?“

„It, nee; wat soll it seggt hebbe?“

„Sädst du nich, ik soll äte?“

„Jo. Na, wenn du wiht, denn kumm mal!“

„Na jo, denn war ik so gaut sinne.“

49. Brombeeren mit Füßen.

Stadtkind mögen in den Ferien gern aufs Land, besonders zu den Großeltern, weil diese für sie immer etwas Schönes in Bereitschaft haben. Und so freute sich auch der achtjährige Fritz Steinert gar sehr, als der Großvater, der zur Stadt gefahren war, ihn mit aufs Dorf nahm. Gleich an demselben Tage durchstöberte er Haus und Hof, Stall, Scheune und Garten. Am andern Vormittag ging er mit dem Großvater auf das Feld, wo auf einer Scheide eine große Brombeerhecke mit den schönsten Früchten stand. Hei, war das eine Freude! Fritz machte sich flink über die Beeren her und stopfte in den Mund, was nur hineingehen wollte, bis der Großvater sagte: „Jung, sei doch nicht so gnietischig dahinter! Die roten Beeren mußt du nicht essen, die sind noch nicht reif, und du wirst krank davon. Such' nur unten, die schön schwarz und blank sind!“

Fritz geht wieder eifrig ans Werk. Auf einmal ruft er: „Großvater, haben die Brombeeren auch Fuß?“

„I wo, Jung, was redst du?“ antwortet der Großvater.

„Donnerwetter!, sagt Fritz, „dann hab' ich einen Mistkäfer aufgefressen.“

50. Stuhl und Schemel.

Eine Frau in Podejuch war krank geworden und schickte ihre siebzehnjährige Tochter nach Stettin zum Arzt, um ihn um Rat zu fragen. Der Arzt erkundigte sich eingehend nach dem Befinden der Kranken und fragte zuerst: „Geht die Mutter auch regelmäßig zu Stuhl?“

Das junge Mädchen antwortete darauf: „Nee, Stöhler hewo wi nich; uns' Mutter sitt immer up'm Schemell!“

51. Immer freundlich.

Ein Herr aus dem Städtchen Kallies hatte auf dem Lande einen Besuch gemacht. Beim Weggehen konnte er seinen Hut nicht gleich finden, denn er war unter den Tisch gefallen. Ein junges Mädchen aus dem Dorfe hebt ihn auf und reicht ihn dem Herrn hin, worauf dieser sagt: „Ich danke schön! Sie sind sehr freundlich.“

Unbefangen erwidert die Dorfschöne: „O, lache doo ic immer!“

52. Die Barnowschen Kiekhöhne.

Vor vielen Jahren, als es die Eisenbahn von Stargard nach Freienwalde noch nicht gab, ging ein Mann aus Barnitow nach Stargard, um auf dem Markt einen Hahn zu verkaufen. In der Nähe von Daylow floß ihm der Hahn aus dem Korb und lief

Die Freude über den Erfolg der Sammelarbeit auf den Dörfern wird über manche Mühlen hinweghelfen, besonders auch dann, wenn es gelingt, wesentliche Stücke zur Erforschung altertümlicher Volksgebräuche herbeizuschaffen. Hoffentlich trägt der Gedenktag des Spinnrades dazu bei, daß unsere volkskundlichen Arbeiten im Heimatmuseum in Köslin einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Wir erbitten hierzu die Mitarbeit aller Heimatfreunde.

### 54. Im Graben.

Vor einigen Jahren brachte ein kleiner Eigentümer aus dem Dorfe Died mit seiner Frau auf einer Karre ein Kalb nach Neustettin zum Markt. Das Tier wurde verkauft, und die beiden machten sich, nachdem sie sich gehörig erfrischt hatten, wieder auf den Heimweg. Des Mannes Füße wurden aber bald so schwer, daß er nicht weiter konnte. Kurz entschlossen setzte ihn die Frau auf die Karre und schob nunmehr der Heimweg zu.

Dabei wurde sie zuletzt milde und durstig. Eine Untersuchung der Kleider ihres ruhig schlafenden Ehemanns ergab eine noch mehr als halb gefüllte Flasche mit Schnaps. Die Frau löscht ihren Durst und schließt dann, sich an Batzen lehnend, auch bald ein.

Nach Stunden erwachte der Alte und war nicht wenig verwundert. Gutmütig aber setzte er nun seine bessere Hälfte auf seinen Platz und fuhr weiter wohlgenut seinem Dorfe zu.

In der Nähe des selben begegnete er guten Bekannten, die bei dem Anblick in ein lautes Gelächter ausbrachen. Dabei verlor der Karrenlenker aber das Gleichgewicht und sein Gefährt auch. Zum Unglück war dicht am Wege ein Wassergraben, der gutwillig Mann, Frau und Karre aufnahm. Die Nachbarn sahnen zwar bald alles heraus, aber der aus Süßen Träumen gerissene Frau war die Laune verdorben.

Sie fing eine derartige Predigt an, daß die Männer sich schleunigst davönmachten.

### 55. Falsche Leute.

Auf dem zum Gute Wollin gehörigen Vorwerk Friedrichswerder wohnte der Arbeiter Isler, ein stiller und gutmütiger Mensch, der keinem Kinder etwas zuleide tat, selbst wenn er zu viel Schnaps getrunken hatte, den er gar sehr liebte.

Einmal hatte er dem Lehrer Borchardt in Wollin einige Zentner kleine Kartoffeln verkauft; er brachte sie ihm auf einer Karre und erhielt sein Geld. Der Lehrer wollte einen Scherz machen und sagte: „Isler, ich möchte Ihnen gern einen Schnaps geben, aber das geht wohl nicht?“

„Worim nich?“

„Sie trinken doch keinen.“

„Wer seggt dat?“

„Na, die Leute. Sie sagen, Sie hätten ihn sich abgesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

## herbstwald.

Einsam wird der Wald und kalt. Es ist ein herbes, wehmütiges Abschiednehmen da draußen in der Natur. Es geht nicht leicht. Nur schwer trennt sich der Baum von seinem Blätterschmuck, um wieder bloß und nackt dem Sturm zu trotzen. Dieser aber fährt unbarmerzig hinein: Es muß sein, das Abschiednehmen und das Sterben.

Leise trifft ein herabwirbelndes Blatt die Schulter des sinnenden Wanderers. Still zuckt er zusammen. Er weiß, was es bedeutet; er leidet ganz mit diesem herben Schmerz des Herbstwaldes. Er kennt sich ja auch nur als ein kleines Teilchen der Schönung, das der Sturm einmal wegfliegen wird.

Was ist sein Los? Wird er in das Nichts zerstehen und zerstreut werden? Tröstend vernimmt er eine eindringliche Stimme, die ihn schon einmal, in einer Stunde, wo die Wogen des Sterbens über ihm zusammenschlugen, aufgerichtet hat: Ich bin das Leben und du sollst auch leben.

Sein Gehör wird seiner, seine Augen werden schärfer: Er hört inmitten all des Sterbens und Abschiednehmens draußen dieses tröstende Wort des Schöpfers, das nicht nur ihm, dem Menschen, sondern dessen ganzer Schöpfung gilt: Du sollst leben! Tod und Sterben ist nur Übergang zum Leben, ist nur Verwandlung; nein, es ist mehr: Es ist Auferstehung zum Leben. Und — „lebensreif wird man nur durch große Liebe, die man fahren läßt.“

F. S.

## Heimatbücherei.

„Unser Pommerland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 15. Jahrgang 1930, Heft 10. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierl. 3.— RM.: Einzelpreis des Heftes 1.— RM.